

Monotheismus - eine fromme Fabel

Autor(en): **Wolfgang, Otto**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freidenker [1956-2007]**

Band (Jahr): **56 (1973)**

Heft 1

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-412046>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Monotheismus – eine fromme Fabel

Die Idee, mit einem einzigen Gott ohne jedwede Nebenfiguren auszukommen, war für die Massen immer so reizlos, dass wahrer Monotheismus in Wirklichkeit nie existierte. Selbst die Bibel erzählt immer wieder von Rückfällen, die tatsächlich aber die Regel waren, denn erst nach der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft wurden die alten Stammesgesetze gesammelt und «auf Eingott» redigiert. Damit wollte sich die Priesterschaft von Jerusalem eine Monopolstellung schaffen.

Das Vorbild für einen Eingott wäre der orientalische Despotismus gewesen und der mittelalterliche Absolutismus; zugleich müsste es aber auch die modernen Transport- und Mitteilungsmöglichkeiten gegeben haben, wie Telephon, Telegraph, Radio und Fernsehen, Flugzeuge usw. In Wirklichkeit aber haben selbst die unumschränkten Herrscher der Vergangenheit Vertreter ihrer Macht benötigt, wie z. B. die Satrapen der altpersischen Könige in ihrem wohlgeordneten Reich. Angesichts der Schwierigkeit von Transport und Nachrichtenvermittlung blieben diese Vertreter der Zentralgewalt selbst so mächtig, dass ihre himmlische Widerspiegelung zu Halbgöttern, Dämonen, Teufeln und Engeln wurde; die Redaktoren des Alten Testaments vermenschlichten viele zu sogenannten Patriarchen, Stammvätern, Propheten und Richtern, ganz abgesehen von den als selbstverständlich hingenommenen Engeln, Erzengeln und Seraphen. Dass sie allesamt babylonische Züge tragen, ja viele Bibelgeschichten sogar reine Plagiate aus der sumerisch-babylonischen Mythenwelt sind, kann nicht verwundern, nachdem die Hebräer aus der babylonischen Gefangenschaft heimkehrten und ihr politisch unbedeutendes Ländchen ein Pufferstaat zwischen den beiden grossen Kulturkreisen im Norden und Süden (Aegypten) blieb. Und selbst der Islam, Mohammeds Synkretismus, hat mit diesen beliebten Nebenfiguren nicht aufgeräumt.

Die orientalische Szene

Die indische Karmalehre — fälschlich «Seelenwanderung» genannt — macht jeden Menschen selbst für sein Schicksal verantwortlich, ist also ethisch höherstehend als die westliche Vorstellung von göttlichem Lohn; sie besagt, dass die Taten des Menschen sein Kar-

ma vergrößern oder veredeln, so dass er je nach der seelischen Bilanz als höheres oder niedrigeres Wesen geboren wird und dementsprechend Lohn oder Strafe empfängt. Die späte Entwicklung in Vedanta, Buddhismus und Jainismus hielt daher Götter für unnötig. In dieser reinen Form als Religionsphilosophie konnten sie sich aber nicht erhalten und degenerierten zu Formen bis zum Lamaismus.

In China war die Erhaltung der Irrigationskanäle daseinswichtig und führte im Altertum zur Entwicklung der Beamtenklassen (Mandarine) die aus den ursprünglichen Wasseraufsehern hervorgegangen waren sowie zu einem Verhaltenskodex, wie Menschen am besten friedlich beisammen leben können. Die bekanntesten Systeme dieser Art waren Konfuzianismus und Taoismus (TAO = Weg). Von Zeit zu Zeit gaben die Kaiser Edikte heraus, in denen sie warnten, sich von eingeführten Religionssystemen verhetzen zu lassen; gewiss solle man sich mit allen menschlichen Ideen vertraut machen, sich aber davor hüten, engstirnig sich ganz einem System zu verschreiben und unduldsam zu werden.

Eine gesunde, sich entwickelnde Zeit bringt materialistische Vorstellungen mit sich; in der Epoche des Verfalls verflüchtigen sie sich zu Schemen und idealistischen Spekulationen.

Die Götter der awestischen Gathas welkten beim Verfall des grosspersischen Reichs in die gegensätzlichen spirituellen Prinzipien von Gut und Böse in der dualistischen Religion der Pehlewi-Literatur. Im Zend-Awesta waren die Götter real, — handgreifliche Gegebenheiten; die «ewigen» Mächte im Bundahisch aber sind sittliche Ideen für den Zweck von Spekulation, aber dennoch immer noch nicht monotheistisch. Von diesem Punkt aus startete die Yahwistische Reform des Esra und Nechemja, mit Satan (Sheitan) als Fürst des Bösen, und damit verliert die Idee eines allmächtigen, allgegenwärtigen Gottes jede Daseinsberechtigung. Ein Gott, den man anflehen muss, unverdientes Unheil abzuwehren oder gutzumachen, kann sich nicht auf die Opposition ausreden, die ebenso allgegenwärtig, allwissend und allmächtig ist.

Immer noch hört man, dass der «häretische Pharao» Amenophis IV., der sich

Frieden, Glück und gute Gesundheit im neuen Jahr

wünschen wir unseren Mitarbeitern, Mitglieder, Abonnenten und Lesern in aller Welt.

Zentralvorstand und Redaktion

Echnaton nannte, den Monotheismus geradezu erfunden hätte, obwohl man heute weiss, dass der Mann nicht ganz normal war, dass sein Gott Aton die materielle Sonnenscheibe und kein geistiges Prinzip war, und dass Aton als Gott schon vorher im altägyptischen Pantheon existiert hatte. Das ganze war eine Art Investitionsstreit zwischen ihm und den Amonspriestern in Theben, die für sich in Anspruch nahmen, Pharaonen zu machen oder nicht als «Söhne Amons» anzuerkennen. Näheres darüber erschien in diesem Blatt im November 1971.

Mittelalter und Gegenwart

Mohammeds Allah (Hebräisch El) hat ebenfalls seine Vorläufer. In Nordarabien gab es den Gott Attah mit seiner Gemahlin, der Sonnengöttin Allat, als Abkömmling der sumerischen Anath = «Göttin», und nach südägyptisch-aramäischen Quellen hiess Yahwehs Gemahlin (sie wurde von den Bibelredaktoren umgebracht) Anath-Yahu oder Anath-Baith.el = die göttliche Gattin des Gottes der Behausung des Bundesgottes. Mohammed behielt den Sheitan und eine Menge guter und böser Engel; diese wucherten geradezu im mittelalterlichen Judentum, das sogar einen Mittler zu Yahwe hatte, den man «Metatron» nannte. Yahwe selbst ist der düstere Saturngott, dessen Tag der Samstag ist; er ist wie sein orientalisches Vorbild auf Erden grausam, unberechenbar und verlangt byzantinische Schmeichelei. Dies war mit dem aufgeklärten Hellenistischen Zeitalter unvereinbar, und so entstand — übrigens nicht in Palästina, sondern in den alexandrinischen Handelszentren — eine heidnisch-hellenistische Reform, die später zum Christentum ausgebaut wurde. Sein zentraler Sonnengott, dem nun der Sonn-Tag heilig war, durfte nicht mehr die astrale «Jungfrau» zur Geliebten haben, sie wurde ihm als Mutter beigegeben, doch umringte

man beide mit unzähligen Erzengeln, Engeln, Heiligen usw. und machte Abbilder von ihnen, so dass auch hier keine spirituellen Prinzipien «vorherrschen». Die meisten der sogenannten «Heiligen» sind reine Erfindung, und nur der frühe Tod Johannes XXIII. verhinderte ihn, hier mal tüchtig auszumisten.

Es ist fraglich, wie lange Jesus ohne Marienkult hätte weiterbestehen kön-

nen. Axel Munthe erzählt in seinem berühmten Buch von San Michele, ein befreundeter alter Padre war überzeugt, dass nur Maria im Christentum wichtig wäre. Sie weinte sich um Jesus die Augen aus, und wie vergalt er es ihr? «Weib!», rief er, «Was habe ich mit dir zu schaffen?»

Also, schloss der alte Priester, hat Jesus sein böses Ende verdient. . .

Otto Wolfgang

TOB – der grosse Schlager

Dieses Produkt wurde kürzlich mit beträchtlichem Werbeaufwand im gesamten französischen Sprachraum auf den Markt geworfen; in Genf machte es sogar Schlagzeilen. Wer glaubt, es handle sich dabei um ein neues Erzeugnis der Mode-, Motorrad- oder Kosmetikbranche, täuscht sich allerdings. TOB ist nämlich nichts anderes als die Abkürzung für «Traduction œcuménique de la Bible». Trotz Heinrich Böll, Alexander Solschenizyn, Georges Simenon und anderen Bestsellerautoren konnte sich das «Buch der Bücher» bis heute in der Spitzenklasse des Literaturmarktes halten. Was an der neuen Bibel angeblich so weltbewegend sein soll, ist die Tatsache, dass Katholiken und Protestanten TOB ohne Gewissensbisse gemeinsam konsumieren dürfen. Vorderhand ist erst das Neue Testament in der oekumenischen Neufassung erhältlich: einerseits in einer zweibändigen Studienausgabe mit vielen Erläuterungen, Fussnoten und Einführungen zu den einzelnen Büchern und andererseits in dem für die Masse bestimmten Taschenbuchformat, welches den gleichen Text umfasst, dafür aber ein Minimum an Anmerkungen bietet. Da die Kirche heute «in» sein will, ist das Umschlagbild der letzteren Ausgabe mit der Photo einer zeitungsspuckenden Rotationspresse versehen. Für die Vollendung dieser oekumenischen französischen Neufassung der «Heiligen Schrift» mussten namhafte Theologen und Philologen eine sieben Jahre lange Mammutarbeit leisten. Dieser intellektuelle Kraftakt wurde am 8. November 1972 anlässlich einer eigens dafür abgehaltenen Feier in der Kirche St. Germain-des-Prés zu Paris von Kardinal Marty, von Metropolit Mele-

tios und vom Präsidenten der Protestantischen Föderation, Jean Courvoisier, eingehend gewürdigt. Zwei Tage später wurde in der Universität Freiburg unter Mitwirkung des Bischofs von Lausanne, Genf und Freiburg, Mgr. Pierre Mamie, und des Pfarrers Charles Bauer, Vizepräsident des Protestantischen Kirchenbundes, das Erscheinen TOBs festlich begangen. Bischof Mamie erklärte in diesem festlichen Rummel entzückt, dass dieses Ereignis viele andere Geschehnisse im Leben der Kirche und besonders der Kirchen von heute an Wichtigkeit bei weitem übertreffe. Die Oekumene scheint einen grossen Sieg errungen zu haben. Ob sich die Christen trotz dieser x-ten Bibelversion einander wirklich besser verstehen, bleibt vorderhand dahingestellt. Bis anhin hat der Vatikan unter dem schönen Begriff «Sich einander näherkommen» lediglich die Rückkehr der «Ketzer» in den Schoss der katholischen Kirche verstanden, d. h. die Oekumene als Einbahnstrasse aufgefasst. Dass sich Rom in seiner unduldsamen Haltung um kein Jota geändert hat, beweist der Fall des Dominikanerpaters Stephan Hubert Pfürtner, Professor für Moralthologie an der Universität Freiburg, welcher wegen seiner aufgeschlossenen Haltung in sexuellen Fragen auf Druck Roms seines Lehramtes entoben werden soll. Dass derselbe Mgr. Mamie, welcher den fortschrittlichen Professor in Rom verknurrt hat, an der erwähnten Feier vom oekumenischen Geist zu faseln wagt, ist in unseren Augen eine unerhörte Frechheit. Zynischer hätte sich Rom nicht verhalten können. Was tut's? Wichtig ist für die frommen Herren nur, dass TOB brav die Ladenkassen füllt! Max P. Morf

Küss mich, Priester!

wird das Werk von Hubertus Mynarek heissen, welches zur Hälfte vollendet ist, aber noch keinen Verleger gefunden hat. Dieses Buch soll eine Abrechnung mit der Kirche sein, und durch eine grosse Zahl konkreter Berichte von Priestern über ihr Sexualleben Aufschluss über die innere Unhaltbarkeit des Zölibatsgesetzes geben. Wie das deutsche Nachrichtenmagazin «Der Spiegel» vom 13. November 1972 berichtete, gab der Verfasser mit Einschreibebrief dem Papst bekannt, dass er nicht länger Priester bleibe, die Theologische Fakultät verlasse und aus der Kirche austrete. Seit dem 2. Weltkrieg hat sich ein derartiger Fall erst einmal ereignet, als in den frühen fünfziger Jahren der Kölner Joseph Klein, Professor am Priesterseminar mit der katholischen Kirche brach. Wie Klein wird sich auch Mynarek in den Hafen der Ehe begeben. Die Trauung mit einer 20 Jahre jüngeren Frau versteht Mynarek als «ein offenes und ehrliches Zeichen des Protests». Er wird deshalb, wie er Paul VI. schrieb, «dafür selbstverständlich keine Erlaubnis . . . einholen, weil es widersprüchlich und grotesk ist, für unantastbare Menschenrechte eine Lizenz zu beantragen». Hubertus Mynarek, ein gebürtiger Oberschlesier, war erst 1958 aus Polen in die Bundesrepublik gekommen und 1961 an die Universität gegangen. 1966 habilitierte er sich in Würzburg, im selben Jahr wurde er in Bamberg ausserordentlicher, 1968 in Wien ordentlicher Professor für Religionswissenschaft. Die Affäre Mynarek kann sich möglicherweise noch zu einem Konflikt zwischen Kirche und Staat ausweiten. Dazu «Der Spiegel»: «Der Ex-Katholik ist nach österreichischem Recht Beamter auf Lebenszeit und bleibt es auch nach dem Kirchenaustritt. Die Lehrlizenz der Kirche, die jeder Theologieprofessor braucht, hat er verloren. So muss der österreichische Staat ihm entweder eine andere Gelehrtenstelle anbieten — was die Kirche unter Umständen hintertreiben würde — oder ihn pensionieren. Wo der Jung-Rentner dann untergeschlüpfen könnte, hat er noch nicht erkundet.» Mynarek, der früher fromme Werke wie «Philosophie des religiösen Erlebnisses» verfasste und als Mitarbeiter an der streng katholischen «Deut-